

Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 11=1 (1882)

Artikel: Leonhard Thurneysser zum Thurm
Autor: Wieland, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-110831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leonhard Thurneßer zum Thurm.

Vortrag im Bernoullianum

von

Dr. Carl Mieland.

Ein Aufsatz meines Urgroßvaters, Johannes Schweighauser, welcher sich vor ca. 100 Jahren einläßlich mit dem Lebensgange des einst so berühmt gewesenen, doch nicht unverdienter Maßen in Vergessenheit gesunkenen, Thurneyßer befaßt hat, veranlaßte mich, die wunderlichen Schicksale dieses Mannes zu verfolgen und über dessen Treiben Ihnen einige Mittheilungen vorzutragen. Es dürften dieselben immerhin einiges Interesse finden, da es sich um einen Mann handelt, in welchem, wie ein neuerer Biograph sich ausdrückt, das Dunkel früherer Zeit mit dem Lichte kommender Jahrhunderte zusammentraf.

Leonhard Thurneyßer, geboren im Heumonath 1530, war der Sohn eines hiesigen Goldschmiedes, Jacob Thurneyßer, der in piemontesischen Kriegsdiensten gestanden, und wurde

Anmerkung. Die Angaben über Thurneyßers Thätigkeit in Berlin und über dessen Correspondenz beruhen ausschließlich auf den Mittheilungen von Moehsen in dessen „Beiträgen zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg. 1783.“ In Bezug auf die übrige Lebensgeschichte bin ich Schweighauser gefolgt, welcher in seinen Aufzeichnungen meistens mit den im Staatsarchiv vorhandenen Acten über Thurneyßer übereinstimmt. Die Collectaneen von Herrn Fiscal Dr. J. R. Burckhardt sel. in der vaterländ. Bibliothek konnte ich, da sie fast nicht zu entziffern sind, nicht benützen. — Den Namen schreibe ich, wie Thurneyßer sich geschrieben. Die Worte „zum Thurm“ haben, wie Lug in seinem Bürger-Buche berichtet, auch Andere dieses Geschlechtes dem Namen beigefügt, um anzudeuten, daß sie von den Edlen „zum oder vom Thurm“ abstammen könnten.

schon frühe durch den Vater zu dem Geschäfte herangezogen, namentlich zu den damals sehr beliebten Steinschneid-Arbeiten verwendet. Dabei gestattete ihm der Vater dem Arzte und Professor Dr. Johann Huber als Famulus bei dessen Arbeiten Dienste zu leisten. Er half ihm Kräuter sammeln, Arzneien bereiten, durfte zeitweise Vorlesungen an der Universität beiwohnen und mußte seinem Herrn aus den Werken des berühmten Arztes Paracelsus ab Hohenheim vorlesen. Es war dies letztere für Thurneyßers späteren Lebensgang von entscheidendem Einflusse. Diese Schriften weckten in ihm jenen Forschungstrieb die Geheimnisse der äußeren Natur zu ergründen, welcher ihn auszeichnete, veranlaßten ihn aber auch den Mangel wirklicher umfassender Bildung durch eine mystische, unverständliche Sprache zu verhüllen, die Lücken des Wissens durch Ahnungen und Phantasiegebilde zu überbrücken, und trugen wohl nicht wenig zu jener unstäten, streitsüchtigen Sinnesart bei, die schließlich seinen jähen Fall bewirkte. Der berühmte Ausspruch von Paracelsus: „wer die Welt erforschen will, muß die Kenntnisse nicht aus den Büchern schöpfen, sondern die Blätter der Natur mit den Füßen betreten, denn nur das Wandern verschafft Erfahrung und Kenntnisse,“ trieb Thurneyßer frühzeitig zu großen und umfassenden Reisen. In den vierziger Jahren finden wir ihn, auf seinem Berufe arbeitend, Frankreich und England durchziehen; dann ließ er sich als Schütze, Cuirassier, unter die Armee des Markgrafen Albrecht von Brandenburg anwerben, dessen wilde Schaaren damals das deutsche Reich verwüsteten. Er that sich in der Folge nicht wenig auf seine kriegerische Laufbahn zu Gute; mit Vorliebe ließ er sich im Cuiras und Helm, im Hintergrunde eine Feldschlacht, darstellen. Im Handzeichnungsjaale unseres Museums befindet sich eine gemalte Glasscheibe, die einst seine Behausung am St. Leonhardsgraben (nun Leonhardsstraße Nr. 1) geziert hatte, auf welcher folgende Verse von seinen kriegerischen Erlebnissen berichten:

Als Herzog Heinrich von Brunshwig
 Mit dem Markgrafen stund im Krig,
 In Hans von Teckelburg zu erst macht
 zum Kriegsmann do er ahn der Schlacht
 zu Summershausen bey dem Geschütz
 wird gefangen von Christoph Carlowik.

Nach seiner 1553 erfolgten Gefangennehmung verließ er den Kriegsdienst, arbeitete theils als Steinschneider, theils als Bergmann in verschiedenen deutschen Bergwerken und kehrte 1555 in seine Heimath zurück, um seinem früheren Berufe, als Goldschmied, wieder obzuliegen. Allein das Glück wollte ihm nicht recht blühen; er versuchte seine öconomische Lage durch eine Heirath mit einer reichen Wittwe zu verbessern, und bewarb sich um die Hand der Margaretha Müller, die ihm auch gewährt wurde. Aber ihr vorsichtiger Vormund, Rathsherr Lorenz Ali, mißtraute dem unruhigen Thurneyßer und wußte es durchzusetzen, daß ihm aus dem Frauenvermögen bloß 80 ₰ zur Verfügung gestellt wurden, ein Betrag, der auch in der damaligen Zeit nicht als ein genügender Betriebsfond bezeichnet werden konnte.

Thurneyßer ergriff nun das unglücklichste Mittel, um sich die erforderlichen Geldmittel zu verschaffen. Er ließ sich mit jüdischen Bucherern ein, die im benachbarten Weil ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Bald spielte sich die alte und tagtäglich sich wieder erneuernde Geschichte ab: die geliehenen Summen schwanden dahin, die Verfallzeiten rückten rascher heran, als die Mittel, die Schulden zu tilgen; die Zinsen überstiegen bald den Kapitalbetrag; für geleistete Zahlungen waren keine gehörigen Quittungen gegeben worden. Kurz, als es zur Abrechnung kam, war er Schuldner einer ganz unerschwinglichen Summe. Dabei hatte er, wie er angiebt, auf Veranlassung seiner Gläubiger sich beikommen lassen, verschiedene Waaren, Seidenzeug, Galonen u. s. w. aus Kramläden auf Borg zu nehmen und dies den Juden zu versetzen, so daß er nun dop-

pelt in Schulden steckte. Vergeblich hoffte er, sie aus dem Frauen-Vermögen decken zu können; der Rathsherr Uli hielt den Beutel fest zugeschnürt. Nun versuchte er die Gläubiger selbst zu betrügen und versetzte ihnen Schmuckfachen von Blei, mit Gold überzogen. Aber diese ließen sich nicht fangen, sondern machten von dem gegen sie verübten Betruge der Zunft zu Hausgenossen Anzeige, welche über den Gehalt der Silber- und Goldarbeiten die Aufsicht ausübte. Thurneyßer, zur Rechenschaft gezogen, entzog sich der drohenden schimpflichen Verurtheilung durch die Flucht.

In einem sehr demüthigen Schreiben vom 22. Juli 1558 aus Stans datiert, erklärte er dem Rathe, daß durch bitteren Mangel und weil Niemand ihm habe helfen wollen, er gezwungen worden sei, Basel zu verlassen; er hoffe, daß Alles sich zum Besten wenden und daß er binnen kurzer Frist seine Gläubiger zu befriedigen im Stande sein werde. Er beschwert sich auch, daß der Rath sein Gesuch, der Frauen Mittel ihm auszuhändigen, abschlägig beschieden habe. Inzwischen wandten sich die Gläubiger an den Vater, welcher, wie es scheint, sich verbürgt hatte, und zwangen ihn, wenigstens theilweise für den flüchtigen Sohn einzustehen: der Bruder Alexander gab später dem Rathe an, sein Bruder habe alles Geld an den Unterhalt unehelicher Kinder wenden müssen, die in Westphalen gelebt hätten.

Leonhard wandte sich nach Genf, Lyon, Straßburg, wo er um das Bürgerrecht, jedoch vergeblich, sich bewarb, dann nach Constanx, überall auf seinem Berufe mit so vielem Erfolge arbeitend, daß, wie er angiebt, er in kurzer Zeit 500 Kronen sein eigen nennen konnte. Inzwischen hatte 1561 seine verlassene Ehefrau den Scheidungsprozeß gegen ihn angestrengt, war aber, da man seines „unbleiblichen Verhaltens“ wegen ihm die Vorladung nicht zustellen konnte, zur Geduld verwiesen worden. Da brachte im Jahr 1562 der Bruder Alexander von Constanx die Kunde mit, daß Leonhard dort mit der

Tochter des Goldschmieds Huettlin lebe, die ihm bereits ein Kind geboren habe. Nun wurde 1563 die Scheidung ausgesprochen und Thurneyßer überdieß des baslerischen Bürgerrechtes verlustig erklärt; er beeilte sich, als er dieß erfuhr, die Huettlin zu heirathen. Seine gewesene Frau machte von dem ihr gewährten Rechte Gebrauch und heirathete einen Langmesser, mit welchem sie an der Schneidergasse wohnte. Als Thurneyßer fast zwei Jahrzehnte später wieder nach Basel kam, soll sich der Rath veranlaßt gefunden haben, ihm das Betreten der Schneidergasse zu verbieten.

Bereits vor seiner Verheirathung mit der Huettlin hatte er Constanz verlassen und war mit ihr nach dem Tyrol gezogen, wo ihm die Aufsicht über verschiedene dortige Bergwerke war aufgetragen worden. Bald begann er auch für eigene Rechnung am Schürrgant den Bergbau und richtete eigene Schmelz- und Schwefelhütten ein. Sein Verfahren erregte Aufsehen; es besuchten ihn Fachleute und Gelehrte aus allen Ländern, um mit seinen Einrichtungen sich bekannt zu machen; auch die Landesregierung wurde auf ihn aufmerksam. Erzherzog Ferdinand würdigte ihn seiner Gnade und gewährte ihm die Mittel, durch Reisen seine Kenntnisse im Bergfache zu erweitern. Aber wiederum vermochte sein ruheloser Geist nicht in den geordneten Gang eines geregelten Geschäftslebens sich zu fügen; unaufhörlich arbeitete er an Plänen zu neuen umfassenden Unternehmungen. Namentlich erwachte die alte Zuneigung zur Arzneikunst in ihm; er erwirkte die Erlaubniß, Leichen öffnen und secieren zu dürfen und begann als paracelsischer Arzt hin und wieder die Leute zu curieren. Den Weisungen seines Lehrers folgend, unternahm er theils aus eigenem Antriebe, theils aus Veranlassung von Erzherzog Ferdinand, eine mehrjährige Reise durch ganz Nord- und Westeuropa, Spanien, Portugal; von dort gieng er nach Aegypten, durchzog Klein-Asien, Syrien, Palästina, wo er auf dem Berge Sinai von den dortigen Klosterbrüdern den Katharinen-Orden,

mit welchem er sich später brüstete, kaufte. Auf dem Rückwege besuchte er Griechenland, Italien, Ungarn, überall bestrebt, mit dem Stande der Naturwissenschaft und der Medicin sich vertraut zu machen, Seltenheiten jeglicher Art, Kräuter, Mineralien, Naturproducte, Recepte zu Geheimmitteln, die in jener Zeit eine so große Rolle spielten, alte Bücher zu erwerben, wodurch er den Grund legte zu seinen später berühmt gewordenen Sammlungen. Seine blühenden Unternehmungen im Tyrol hatte er während seiner Abwesenheit der Aufsicht seiner Frau und seines Bruders Alexander übergeben. Als er zurückkam, fand er seine Bergwerke in Verfall; sein Bruder, ein liederlicher Burſche, ein verkommener baslerischer Gerichtsamtman, hatte aus Nachlässigkeit die Schwefelhütten in Brand aufgehen lassen, und das Bergwerk deckte kaum noch die Kosten des Betriebes. Zwar gelang es Thurneßer durch Unterstützung der Landesregierung die verbrannten Hütten wieder herzustellen und dem sinkenden Unternehmen wieder neuen Impuls zu geben, aber seine Lust daran war vergangen; es trieb ihn, seine auf der Reise erworbenen Kenntnisse zu verwerthen. Sofort nach seiner Rückkehr begann er seine schriftstellerische Thätigkeit und namentlich jene seltsamen Kuren, welche seinen Ruf bald in ganz Europa bekannt gemacht haben.

Nach seiner Rückkehr muß er nicht lange in Tyrol geblieben sein; denn Ende 1569 finden wir ihn in Münster (Westphalen), wo sein erstes Buch erschien. Was ihn bewogen, jene Gegend zu verlassen und nach Niederdeutschland zu ziehen, — ob, wie behauptet wird, seine dortige Stellung in Folge seiner Schulden und seines prahlerischen, herrischen Benehmens unmöglich geworden, oder ob seinen Ausjagen Glauben beizumessen ist, daß, da die Buchdruckereien in Oesterreich seinen Anforderungen nicht entsprechen konnten, die Herausgabe seiner Schriften ihn zu dieser Ortsveränderung veranlaßt habe — das müssen wir dahingestellt sein lassen.

Seine Unternehmungen im Tyrol geriethen in solchen Verfall, daß sie einige Jahre später gerichtlich mußten versteigert werden.

Das in Münster erschienene Werk mit dem Titel: „Archidoxa“, in deutschen, ganz schauerlichen Knittelversen abgefaßt, beschreibt nicht allein den Lauf, die Wirkung und den Einfluß der Planeten und des ganzen Firmamentes auf den menschlichen Organismus, sondern enthält auch eine versteckte Anleitung zur Alchymie. Wenn wir jetzt diesen heillosen Galimathias durchblättern, so können wir wirklich nicht begreifen, wie ein solches Werk den Bischof zu Münster hat bestimmen können, Thurneyßer zum Leibarzte anzunehmen. Wir müssen aber bedenken, daß damals die Astrologie eine Krankheit der Zeit gewesen ist und sich fast Niemand derselben hat entziehen können. Es mag auch der Wunsch mitgewirkt haben, einen so weitgereisten, erfahrenen Mann in seinen Diensten zu wissen, und Thurneyßers Persönlichkeit muß für die ihm näher Kommenden etwas Bestrickendes gehabt haben. Durch sein anregendes, lebhaftes, gewandtes Wesen wußte er namentlich hochgestellte Personen für sich einzunehmen, und die verschiedenen von ihm erhaltenen Abbildungen lassen auf ein nicht gewöhnliches, ausdrucksvolles Gesicht schließen. Dabei soll er seine Nationalität, als Schweizer, mit Vorliebe als Aushängeschild für seine Biederkeit zu verwerthen gewußt haben.

Aber auch in Münster war seines Bleibens nicht lange. Da der Bischof sich nicht bereitwillig fand, die verlangten Kosten eines Laboratoriums zu bestreiten und überdieß Thurneyßer in Frankfurt a./O. bei dem Buchhändler Eichhorn geschickte Zeichner und Formenschnneider vorzufinden hoffte, deren er zur Herausgabe seines Werkes über die Brunnen und die Gewässer bedurfte, so verlegte er bereits Ende 1571 seinen Wohnsitz dorthin. Sofort schritt er hier an die Herausgabe dieses damals seinen Ruf begründenden Buches.

Neben dieser literarischen Beschäftigung widmete er sich der medicinischen Praxis und wußte bald Aufsehen zu erregen. Als Kurfürst Johann Georg von Brandenburg 1571 nach Frankfurt zur Huldigung kam und von diesem Wundermanne, sowie von seinem unter der Presse befindlichen Werke hörte, verlangte er Probe-Bogen desselben zu sehen. Thurneyßer war flug genug, ihm gerade diejenigen zuzusenden, in welchen die Gewässer der Mark Brandenburg und ihre Eigenschaften besprochen wurden. Johann Georg hätte nun wirklich eigenthümlich organisiert und außerordentlich begabt sein müssen, wenn er durch diese Schilderung nicht wäre geblendet worden. Wußte doch Thurneyßer von den reichen Mineralschätzen der Mark, von Bernsteinlagern, die sich in der Erde fänden, von der Wirkung märkischer Heilquellen, von Schwefel- und Bleilagern, Salz- und Alaunhaltigen Brunnen zu berichten, hatte Vorschläge zur Hebung dieser Schätze, zur Anlegung von Bergwerken in Bereitschaft und entwickelte die Vortheile eines Kanals zwischen der Oder und der Spree, der in der Folge wirklich ausgeführt worden ist. Er fand sogar, was wohl vor ihm und nach ihm Niemand geahnt, Goldkörner in dem Spreewasser. Selbst über den moralischen Einfluß, den diese Gewässer auszuüben im Stande sind, hatte er genaue Kenntniß; denn von der Havel berichtet er, sie sei ein fischreich, schwer und ungesund faules Wasser, „davon etliche Weiber, die es trinken, gar böse, lügenhaftige, scharfe Zungen bekommen, den Leuten Arges nachzureden.“

Wie hätte ein junger Fürst, welcher den allgemeinen Wohlstand zu heben oder auch nur die fiscalischen Einkünfte zu vermehren wünschen muß, einen Mann unbeachtet lassen dürfen, der des Silbers Zauberflotte in die arme Mark zu leiten im Stande schien? Johann Georg ließ sich Thurneyßer vorstellen und dieser wußte den Fürsten in der Weise für sich einzunehmen, daß er sofort zu der an Krämpfen leidenden Kurfürstin geführt und über deren Zustand consultiert wurde.

Seine Angaben über die Ursachen des Leidens, über die Möglichkeit der Hebung desselben, fanden unbedingten Glauben, so daß die Fürstin, ihm volles Vertrauen schenkend, verlangte, er solle die Kur übernehmen. Thurneyßer wünschte natürlich nichts Besseres, war aber klug genug, bescheiden zu thun und zur Bedingung zu stellen, daß die gelehrten Aerzte beigezogen würden. Er erreichte hiedurch vollständig seinen Zweck. Da seine Heilmittel der Fürstin bereits Linderung gebracht hatten, wurde ihm unter glänzenden Bedingungen die Stelle eines kurfürstlichen Leibarztes übertragen. Er zog mit dem fürstlichen Paare nach Berlin, wo ihm das Graue Kloster zur Wohnung und zur Einrichtung eines Laboratoriums eingeräumt und eine Besoldung von Rthlr. 1325 nebst Futter für vier Pferde bewilligt wurde. In Berlin fand nun Thurneyßer als Liebling des Hofes, als geheimer Berather der Kurfürstin auch in Geldangelegenheiten, denjenigen Boden, der seiner Ruhm-, Ehr- und namentlich auch seiner Geldgier entsprach.

Die friedlichen Räume des Grauen Klosters wurden der Schauplatz einer großartigen, geräuschvollen, industriellen Thätigkeit, die Thurneyßers Namen binnen Kurzem in ganz Europa bekannt machte. Der Ruf eines großen Heilkünstlers genügte ihm nicht; er wollte auch als großer Gelehrter glänzen und wollte namentlich — und dieß war seine Achillesferse — seine Kenntniße als Geschäftsmann verwerthen, um Reichthümer zu erwerben. Es zeugt für seine staunenswerthe Arbeitskraft und auch für seine Gewandtheit, daß er, diese drei Ziele im Auge haltend, seine mannigfache Thätigkeit nach einem festen Plane zu regeln und zur Erreichung seiner Absichten sie zu concentriren verstand. Sein Ruf als Arzt sollte durch die Tiefe und den Umfang seiner wissenschaftlichen Kenntniße sicher begründet und die Kunde der letzteren durch gelehrte Schriften weit verbreitet werden. Diese Bücher aber wollte er nicht nur selbst schreiben, sondern auch selbst drucken, die ihnen beizulegenden Abbildungen unter seiner unmittelbaren Aufsicht zeich-

nen und in Holz schneiden lassen, und endlich die fertigen Bücher als Verleger und als Buchhändler selbst in den Handel bringen. Kaum in Berlin angelangt, legte er im Grauen Kloster eine großartige Buchdruckerei an und verband bald damit eine Schriftgießerei. Es gewann diese Druckerei in Kurzem eine solche Ausdehnung, daß die einzige Papiermühle der Mark Brandenburg dem stets wachsenden Bedürfnisse nicht mehr zu genügen vermochte und Thurneyßer sich genöthigt sah, an fernerstehende Lieferanten sich zu wenden. Als er an die Herausgabe seines Kräuterbuches schritt, versammelte er zur Anfertigung der Pflanzenabbildungen tüchtige Maler und Formenschnitzer um sich, von welchen mehrere vorzügliche Künstler waren, deren Holzschnitte noch heute von Sammlern gesucht werden. Mit so tüchtigen Kräften vermochte Thurneyßers Officin in der That auch Vorzügliches zu leisten. Alle Bücher, welche aus ihr hervorgegangen sind, zeichnen sich durch correcten, sauberen Druck, durch wirklich künstlerisch ausgestattete Titel-Bignetten aus, sind Kinder jener Zeit, die durch das Studium der Alten angeregt, sich bestrebte, den eigenen Schönheitsbegriff zur Geltung zu bringen. Thurneyßers Buchdruckerei, mit Lettern aller lebenden und todten Sprachen Europas ausgerüstet, war im Stande, jedem Bedürfnisse zu entsprechen, so daß sie in kürzester Frist Manuscripte aus ganz Deutschland zum Drucke empfing und während eines vollen Jahrzehnts wenn nicht als die vorzüglichste, doch als eine der ersten in ganz Deutschland galt. Mit Recht hebt daher einer seiner Biographen hervor, daß uns in dem Manne des 16. Jahrhunderts ein moderner Zug überrasche. Er mochte wohl der erste gewesen sein, welcher den Werth von mit großen Mitteln betriebenen, in einander greifenden, industriellen Schöpfungen erkannt und ausgebeutet und auch der erste, welcher die Bedeutung der Reclame für den erfolgreichen Geschäftsbetrieb nicht nur erfaßt, sondern auch im vollen Maße zu verwerthen gewußt hat. Er begnügte aber sich nicht, seine

Reclamen auf schlechtem Zeitungspapier in losen Blättern in die Welt zu senden; zu denselben verwendete er Quartanten, Folianten, auf wahrhaftem, Jahrhunderte überdauerndem Papiere gedruckt, mit prächtigen Holzschnitten geziert, und glich nur in dem einen Punkte den Reclamenmeistern unserer Zeit, daß er gleich ihnen vorzugsweise den Pegasus zu diesem Zwecke mißhandelte.

Er verschmähte übrigens auch andere, mit seinem Berufe in keinem innern Zusammenhange stehenden Mittel des Gelderwerbes nicht; denn es wird ihm nachgesagt, daß er eine Pfandleih-Anstalt gehalten, wobei er namentlich auf Werthsachen oder auf Kunstgegenstände Geld vorgestreckt habe, und überaus strenge und rücksichtslos gegen seine meistens den höheren Ständen angehörigen Schuldner verfahren sei. Er wollte eben nicht umsonst theueres Lehrgeld bei den Wucherern in Weil bezahlt haben; aber er erschwerte dadurch seine Stellung in Berlin, und schaffte sich zahlreiche Feinde, die zu seinem späteren Sturze nach Kräften mögen beigetragen haben.

Wenden wir uns zu Thurneißers Thätigkeit als Arzt und als Schriftsteller, so tritt uns auch hier überall das Bestreben entgegen, Kenntnisse oder Fertigkeiten in umfassendster Weise zu Geld zu verwerthen. Und gerade hierin liegt der wesentlichste Unterschied zwischen ihm und demjenigen, dessen Schüler zu sein er vorgab: Paracelsus, in fast cynischer Weise die Annehmlichkeiten eines geordneten Lebens verschmähend, rief sich auf im Kampf gegen überlieferte Vorurtheile, gegen Anschauungen, gegen Irrthümer, welche er als der Menschheit verderblich erachtete; Thurneißer dagegen war es mehr um sein eigenes Wohlbehagen, um den Erwerb von Geld, als um die Wahrheit zu thun und bat sich leichtem Herzens die Wahnvorstellungen jenes Zeitalters dienstbar gemacht.

Wenn wir seine Thätigkeit etwas näher ins Auge fassen, so hält es schwer zu bestimmen, wo der Arzt aufhört und wo der Charlatan beginnt. Man kann ihm wirklichen Forschungs-

trieb und auch für seine Zeit ungewöhnliche Kenntnisse der Naturwissenschaften nicht absprechen, auch war er offenbar eifrig bemüht, dieselben durch stete Beobachtungen zu vermehren, zu erweitern: Zeugniß dafür legen seine bedeutenden mineralogischen, botanischen und zoologischen Sammlungen ab, sowie die Thatfache, daß er vielfach Gestorbene geöffnet hat, die er während ihrer letzten Krankheit behandelt hatte, um den Sitz der Erkrankung zu erkunden. Allein es fehlte ihm eine gründliche Unterlage des Wissens, er entbehrte der Fähigkeit, seine Erfahrungen und das Ergebnis seiner Forschungen zu einer sichern Basis seiner Theorien zu gestalten. Vielleicht, wenn er weniger von der Begierde nach Geld und Ruhm wäre erfüllt gewesen, hätte er diese Mängel ausgleichen können; an Kraft und an Energie würde es ihm nicht gefehlt haben und ohne Zweifel würde er in der Geschichte der Wissenschaft einen ehrenvollen Platz einnehmen, während jetzt seiner nirgends mehr Erwähnung geschieht.

Im Allgemeinen fußte Thurneyßer auf der Theorie des Paracelsus, daß der Mensch, als das vollkommenste Gebilde der Schöpfung, alle einzelnen Formen des äußeren Naturlebens in sich vereinige, daß er eine kleine Welt mit Himmel, Erde, Luft und Wasser sei, und daß die Erkrankungsercheinungen wesentlich auf kosmische Einflüsse zurückzuführen seien. Das Geheimniß des Lebens und der Krankheit, des Gejundseins und des Erkrankens, so lehrte Paracelsus, ist nur durch die Erforschung des äußeren Menschen zu ergründen; es muß daher ein Arzt nach denjenigen Erscheinungen der äußeren Natur suchen, die den besonderen Krankheitsformen entsprechen.

Auch führte Thurneyßer die paracelsische Lehre von den tartarischen Krankheiten weiter aus, d. h. jenen Uebeln, welche sich durch Ablagerungen fester Krankheitsproducte bemerkbar machen sollen, und von der Erforschung derselben durch die Untersuchung des menschlichen Wassers. Durch diese letztere hat Thurneyßer in den Jahren 1571 bis 1580 einen gewal-

tigen Ruf durch fast ganz Europa sich zu erwerben verstanden. Die von ihm weitergesponnene Theorie war ein buntes Gemisch von trüglichen Aberglauben, grillenhaften Speculationen und nicht wegzuleugnender Kenntnisse der Krankheitsercheinungen und der Arzneimittel. Er behauptete und schrieb mit solcher Bestimmtheit in alle Welt hinaus, daß er durch die Distillation des menschlichen Wassers die Gebrechlichkeit und die Beschaffenheit eines jeden einzelnen Theiles des menschlichen Körpers deutlich erkennen könne, und daß ein jeder Mensch von dem innern Zustande seines Körpers die sicherste Nachricht durch ihn erhalte, daß natürlich alle Welt begierig war in diese Geheimnisse einzudringen, namentlich, da er den Leuten gar nicht vorenthielt, auf welche sinnreiche Weise er zu dieser Kenntniß gelange. Er theilte nämlich den Menschen der Länge nach in eine gewisse Zahl von Graden ein, und in ebenso viele das Distillierglas; je nachdem nun Dämpfe oder Anderes beim Distillieren des Wassers in den verschiedenen Abtheilungen des Glases sich ansetzten, schloß er auf die Beschaffenheit des correspondierenden Theiles des Körpers.

Von diesem Propheten-Wasser erhielt er nun, nach den an ihn gerichteten, noch in der Bibliothek zu Berlin vorhandenen, Briefen zu schließen, tagtäglich in versiegelten Gefäßen aller Art große Zusendungen aus ganz Deutschland, der Schweiz, Polen, Ungarn; jede Sendung aber mußte mit einer Beigabe von 10 Thalern begleitet und der Bote überdies mit dem erforderlichen Gelde zur Bezahlung der Arzneien ausgerüstet sein, die bis zu 50 und 60 Thaler kosteten. Auf gute Worte gab Thurneyßer nichts; wer nicht Geld sandte, bekam keine Antwort und mochte er noch so hoch gestellt sein. Manche legten noch extra einen Goldgulden bei, „für des Herren Schreiber,“ um balden Bericht zu erhalten. Er wurde hiedurch in eine Correspondenz verwickelt, wie sie wohl nicht Mancher im 16. Jahrhundert geführt haben wird: 10—12 Schreiber sollen öfters vollauf mit deren Bewältigung beschäf-

tigt gewesen sein. Dagegen überhob ihn diese eigenthümliche Methode der Diagnose der lästigen und zeitraubenden Krankenbesuche und ermöglichte es ihm, die nöthige Muße zu seinen verschiedenen Arbeiten zu finden. Thurneyßer wurde auf diese sonderbare Weise nicht nur mit dem Gesundheitszustande des hohen Adels und aller fürstlichen Familien von Mittel-Europa, sondern auch mit demjenigen vieler bürgerlichen Familien bekannt; denn auch solche scheuten das Geld nicht, um von dem berühmten Heilkünstler Kunde über die Beschaffenheit ihres Innern zu erhalten. Die Gutachten nun, welche er über seine Befunde abgab, sind in einem so lauderwelschen, verworrenen Style abgefaßt, der Art mit allen möglichen andern Bemerkungen aus der Geschichte, der Chemie, der Astrologie, dem Bergbau vermengt, daß man nicht weiß, worüber mehr sich verwundern, ob über das Fassungsvermögen der Menschen jener Zeit, daß sie so unverständliches Zeug zu verdauen im Stande gewesen, oder über Thurneyßers Fähigkeit, mit so vielen Worten Nichts zu sagen.

Man muß übrigens damals nachsichtiger gegen die Aerzte gewesen sein, als dies jetzt der Fall ist. Wußte doch Paracelsus den feinen und scharfsinnigen Erasmus durch solche, mit bombastischem Unsinn vollgepfropfte, Zuschriften über dessen Leiden so sehr für sich einzunehmen, daß Erasmus keinen Anstand nahm, zu bekennen, diese dunkeln Orakelsprüche, obgleich er von denselben kein Wort verstehe, bestätigen vollkommen sein Krankheitsgefühl.

Die Arzneien, welche Thurneyßer den Kranken zustellte, verfertigte er selbst oder ließ sie unter seiner Aufsicht zubereiten; er war daher nicht nur Arzt, sondern auch Apotheker und Chemiker und beschäftigte in seinem Laboratorium fast ebensoviele Gehilfen als in seiner Druckerei und Gießerei. Auch hierin hielt er sich immer an die Lehren von Paracelsus, welcher die unkräftigen und oft eckelhaften Decocte, Infusionen und Syrupe der früheren Schule durch die wirksamern Pflanzenextracte,

Essenzen und Tincturen zu erzeuhen und namentlich auf die ungleich kräftigeren Mineralmittel aufmerksam zu machen bemüht gewesen ist. Ohne Zweifel hat Thurneyßer seine zeitweiligen Erfolge der Anwendung der Eisenauflösung und der Quecksilberpräparate verdankt. Dabei legte er seinen Arzneimitteln die prächtigsten Namen bei: Aurum potabile, Gold-Tinctur, Perlen-, Smaragd-, Saphir-Tinctur, magistrium Solis u. s. w. Das Neue dieser Mittel, die herrlichen Namen, der hohe Preis derselben, die kleine, aber doch wirkjame Dosis, welche selbst in den durch unvernünftigen Genuß von Speise und Trank verschleimtesten Magen seiner Zeitgenossen ihre Wirkung nicht verfehlte, entzückten seine Patienten, so daß die Zahl seiner Anhänger mit jedem Jahre wuchs.

Mit welcher Verehrung ihn seine Zeitgenossen behandelten, mag aus einem ihm vom Bürgermeister Rotter aus Brandenburg gewidmeten Gedichte hervorgehen, welches einem seiner Bücher vorgedruckt ist:

„Thurneyßer ist ein Wundermann,
 Von Gott erweckt, Groß Ding zu than,
 Sein Kunst und die Geschicklichkeit
 Geht über die Vernunft gar weit.
 Ergründen man nicht leichtlich kann,
 Woruff doch mag sein Thun bestan;
 Diemeil er solche Ding ausricht,
 Die man begreifen kann gar nicht.

Von einem solchen Heil- und Wunderkünstler erwarteten die Leute, daß er nicht bloß den innern Zustand des Menschen heilen könne, sondern auch Mittel besitze, das Aeußere desselben zu verschönern, und Thurneyßer fand sich gerne bereit, gegen schweres Geld hierin den von der Natur verwahrlosten Mitmenschen behilflich zu sein. Es war namentlich die vornehme Damenwelt, welche in dieser Beziehung sich vertrauensvoll an ihn wandte: Schönheitsmittel, Pomaden, Schminken, Oele, Waschwasser gegen die rothen Pockeln, Tincturen, Essenzen

aller Art giengen aus seinem Laboratorium hervor. Noch besitzt die Bibliothek in Berlin zahlreiche Briefe fürstlicher Damen, die solche Mittel sich von ihm erbaten, alle mit dem ausdrücklichen Gesuche, dieß doch ja Niemandem verrathen zu wollen. Manche boten den doppelten Preis an, wenn Thurneßer die Verpflichtung eingehen würde, das betreffende Mittel gewissen andern, namentlich bezeichneten, Damen nicht auch zu verkaufen. Ob ihm gelungen, die bessere Hälfte des hohen brandenburgischen und schlesischen Adels zur schöneren umzuwandeln, vermögen wir aus den uns erhaltenen Ueberlieferungen nicht zu beurtheilen: Thatsache ist, und dafür zeugen die erhaltenen Briefe Thurneßers, daß fast kein fürstliches oder adeliges Geschlecht in ganz Mitteldeutschland existierte, dessen Glieder und Angehörige sich nicht in der einen oder andern Weise bittend und Hilfe suchend an ihn gewendet haben.

Hand in Hand mit seiner medicinischen gieng seine Thätigkeit als Astrologe und gerade diese gewährte ihm die reichste Einnahmequelle.

Die Astrologie, diese wahnwitzige Tochter der Astronomie, ein Erzeugniß der üppigen Phantasie der Morgenländer, begann in Nordeuropa die Gemüther zu beherrschen, nachdem Italien diese Krankheit bereits durchgemacht hatte. Anknüpfend daran, daß die Alten jedem Tage einen der ihnen bekannten Wandelsterne zum Regenten bezeichnet, war man dazu gelangt, diese Sterne als Dolmetsche zu betrachten, deren eigene Bewegung dazu dienen möchte, das Künftige vorherzusagen und ihrer gegenseitigen Stellung überhaupt einen gewissen Einfluß zuzuschreiben. In der Folge gieng man so weit, anzunehmen, daß der Mensch unter dem Einflusse der Sterne stehe, die bei seiner Geburt geherrscht, und wähnte man, daß die Astrologie es ermögliche, die Schicksale eines jeden Menschen zum Voraus zu erkennen, sobald genau die Geburtsstunde festgestellt sei. Wenn man dem Astrologen, dem Nativitätssteller, dieselbe angab, so suchte er nach astrologischen Regeln den Stand der

Planeten, wie er zu jener Zeit gewesen, in welchem Zeichen des Thierkreises sie gestanden, bemerkte die Aspecte der Planeten gegeneinander und bestimmte dann deren Einfluß und Wirkung auf den Geborenen. Dann beurtheilte er aus der Zusammenfügung der Gestirne die künftigen Schicksale des Menschen, seine natürliche Neigung und Fähigkeiten für Wissenschaft, Künste und Gewerbe, ob er werde glücklich oder unglücklich, arm sein oder reich, zu Ehren gelangen oder nicht, ob er und wie oft und an Personen welchen Standes er sich verheirathen werde, ob er Kinder bekommen möchte, was für Krankheiten er zu erwarten habe, ob er eines natürlichen Todes oder eines gewaltjamen sterben werde und in welchem Alter.

Mögen auch Einzelne vielleicht nicht soweit gegangen sein, den Gang des ganzen zukünftigen Lebens in den Sternen zu lesen, so haben sie doch sicher vor jeder wichtigen Handlung auf deren Aspect geachtet, mit Wallenstein sprechend:

Nicht Zeit ist's mehr, zu brüten und zu sinnen,
Denn Jupiter, der glänzende, regiert
Und zieht das dunkel zubereitet Werk
Gewaltig in das Reich des Lichtes. — Jetzt muß
Gehandelt werden, schleunig, eh die Glücks-
Gestalt mir wieder wegflieht überm Haupt,
Denn stets in Wandlung ist der Himmelsbogen.

Wie allgemein im 16. Jahrhundert dieser Wahn verbreitet gewesen ist, so daß selbst hervorragende Männer ihm sich haben unterwerfen müssen, das beweist ein auf unserer Bibliothek verwahrtes Actenstück in überzeugender Weise: das den Brüdern Bruno und Bonifacius Amerbach durch Nicolaus Brudner, einem der späteren Reformatoren des Elsaß, im Jahre 1519 gestellte Horoscop. Brudner verfolgt den zukünftigen Lebenslauf des Bonifacius durch Vergleichung der Stellung der Planeten, welche bei dessen Geburt vorherrschend gewesen

waren, Jahr für Jahr bis zum Jahre 1554, ihm durchschnittlich Günstiges, Ehrenstellen, Gesundheit vorher sagend, zugleich aber, als väterlicher Freund, ihn vor den Weibern warnend, dem Bruno aber schreibt er, daß das Jahr 1519, dessen Schluß derselbe wirklich nicht erleben sollte, unheilvoll für ihn sein dürfte.

Selbst Tycho de Brahe konnte sich von der Ansicht nicht lossagen, daß eine Correspondenz herrsche zwischen den verborgensten Kräften der menschlichen Seele und den himmlischen Configurationen und stellte den Satz auf, die Leber als Blutbereiterin sei dem Jupiter unterworfen und der Sitz des sanguinischen Temperamentes, die phlegmatischen Nieren gehören der fruchtbaren Venus, die Milz dem melancholischen Saturn, die Galle dem cholерischen Mars. Paracelsus allein stand auch in dieser Beziehung unter seinen Zeitgenossen auf einsamer Höhe, als er schrieb: „Die Gestirne gewaltigen gar nichts in uns, sie inclinieren nichts; sie sind frei für sich selbst, wir sind frei für uns selbst. Wir wollen die Lehre Jener, die da setzen, wie die Gestirne den Menschen machen, eine gute Fabulam sein.“

Thurneyßer fühlte sich nicht berufen, hier den Freigeist zu spielen und in die Fußstapfen seines Lehrers zu treten; diente ihm doch dieser Aberglaube als ein sehr erfolgreiches Mittel, seine Einkünfte zu vermehren. Zur Aufgabe eines Astrologen gehörte das Kalendermachen. Bekanntlich hat auch Keppler, um seine Existenz zu fristen, solche geschrieben und dieß mit den Worten entschuldigt: „Wenn Gott einem jeden Thiere die Mittel zur Erhaltung seines Lebens verlieh, warum sollte es nicht sein, daß er in gleicher Absicht dem Astronomen die Astrologie gegeben?“ Er hat damit in sehr unverblümter Weise den Gehalt dieser Kalender angedeutet.

Der erste der Thurneyßerischen Kalender erschien im Jahre 1571, dann folgten sie sich fast während eines ganzen Jahrzehntes ununterbrochen. Sie wurden in die böhmische,

ungarische, polnische Sprache übersetzt, vielfach, sogar mit kaiserlichem Privilegium, nachgedruckt. Die Sprache war wie in allen Schriften Thurneyßers eine verworrene, bombastische, mit Fremdwörtern reichlich gespickte, und deren Prophezeiungen waren so doppelzünftig, als ob er bei den Priestern in Delphi in die Lehre gegangen wäre. Meistens begnügte er sich, an einigen Tagen des Monates große lateinische Buchstaben beizusetzen. Es hatte dieß den Vortheil, daß er im Kalender des folgenden Jahres, wo jedesmal die Auflösung des Räthsels gebracht wurde, diese Buchstaben nach Willkür deuten konnte; selbstverständlich erwies sich die Prophezeiung nachträglich als vollkommen richtig.

Ein Beispiel möge sein Verfahren verdeutlichen: Im Kalender für 1579 standen bei dem 12. Oktober die Worte: „B. L. hart angegriffen,“ und beim 28. Oktober die Buchstaben: F. N. R. Er erklärte dieß später folgendermaßen: „B. L., des Bayerfürsten Leben hart angegriffen,“ ein Herzog von Bayern war im Oktober 1579 wirklich erkrankt, und die Buchstaben: F. N. R. deuteten an, daß er am 28. Oktober sterben werde: „fatum, das Geschick Gottes, necat, tödtet, Ratisbonniensem, den zu Regensburg geborenen Fürsten.“

Es war natürlich, daß hohe Gönner den Sinn der einzelnen Buchstaben zum Voraus zu erfahren wünschten und auf allerhöchstes Drängen ließ er sich herbei, gegen vieles Geld, handschriftlich diese Zeichen zu deuten. Er war aber flug genug, diese Erklärungen wieder in ein so räthselhaftes und dunkles Gewand zu kleiden, daß man Alles darin finden konnte, was nur die Weltbegebenheiten bringen würden. Doch spricht es wieder für ihn, daß er diese Gelegenheit vorzugsweise benützte, um seinen Gönnern ärztliche Verhaltensmaßregeln vorzuschreiben. In einem derartigen, noch in Berlin vorhandenen, für den Kurfürsten bestimmten Kalender, mahnt er an sehr vielen, zum Voraus bezeichneten, Tagen zur strengsten Diät. Bei der bekannten, wilden Lebensweise der Großen

jener Zeit war diese Benützung des Aberglaubens für den Arzt wohl der einzig erfolgreiche Weg, um diese Herren zu veranlassen, wenigstens zeitweise dem wüsten Fressen und Saufen Einhalt zu thun.

Sobald Thurneyßer sich in seinen Kalendern als Nativitätssteller der Welt angekündigt hatte, erhielt er Aufträge in Hülle und Fülle. Bei dem berühmten Arzte, von welchem man wußte, daß er auch die Mittel in Bereitschaft halte, um die schädlichen Einflüsse zu paralyzieren, das Horoscop stellen zu lassen, das gehörte zum guten Tone der damaligen Zeit: die hohen und allerhöchsten Herrschaften giengen, wie sich in solchen Dingen gebührt, voran, und die übrigen folgten, *secundum ordinem*. Alle aber ließen es sich schweres Geld kosten, einen Blick in die Zukunft thun zu können. Thurneyßer ließ sich Summen zahlen, welche für jene Zeit als ganz außerordentlich hohe bezeichnet werden müssen; unterstützte doch z. B. ein Graf zu Dettingen eine derartige Anfrage durch ein Geschenk von 100 ganzen Reichsgulden. Und Thurneyßer verstand es, diesen Aberglauben gehörig auszubeuten. Er stellte den Leuten nicht bloß die Nativität, sondern er verkaufte ihnen auch die Mittel, wodurch die schädlichen Einflüsse gebannt wurden. Es war sehr natürlich, daß diejenigen, denen die Sterne bei ihrer Geburt nicht freundlich geleuchtet, ein Mittel zu besitzen wünschten, um diesem ungünstigen Einfluß entgegenzuwirken. Sagt doch der Psalmist: „Des Menschen Herz ist ein trogig und verzagtes Ding.“ Und diese Mittel fand man in den sog. Talismans. Von der Lehre ausgehend, daß die Planeten nicht bloß auf die Menschen, sondern auch auf die Metalle Einfluß ausüben und daß diese wieder auf den Menschen zurückwirken können, gelangte man zu dem Auskunftsmittel durch Metallstücke, die den Menschen umgehängt wurden, den bösen Einfluß der Gestirne, wenn nicht ganz zu vereiteln, so doch jedenfalls abzuschwächen.

Auf den Werth und die Wirksamkeit dieser Schutzmittel hatten daher die bei deren Anfertigung leuchtenden Gestirne Einfluß, und hierin dürften sie sich von modernen Ringen und Ketten unterscheiden. Das Metall derselben mußte zu bestimmten Zeiten geschmolzen, in einem richtigen Verhältnisse gemischt, zu vorge schriebenen Stunden der Stempel gegraben und dem Metalle aufgeprägt sein; dann wendeten die einen alle Krankheiten ab, welche unter dem darauf gezeichneten Planeten herrschten, die andern hatten die ganz besondere Kraft, den in einer ungünstigen Stunde geborenen Menschen glücklich zu machen. Wieder andere, auf welchen Mars im ersten Zeichen des Scorpion eingezeichnet war, machten die Krieger beherzt, weshalb die Fürsten sie ihren Landsknechten austheilten. Die Bedenken der Theologen gegen den Gebrauch dieser bereits den Heiden nicht unbekannten Schutzmittel besänftigte man durch ein einfaches Mittel: neben dem Zeichen des Planeten und anderer magischen Figuren, wurde der Name Gottes und eines Engels, wobei der Talmud der Israeliten zu Rathe gezogen wurde, in hebräischen Lettern beigesdruckt.

Wir würden andern Männern jenes Zeitalters, die solche Talismans für sich verwendet oder deren Gebrauch angepriesen haben, wohl schweres Unrecht zufügen, wenn wir sie deswegen als unredliche Charlatans behandeln wollten; die Menschen jeden Zeitalters bewegen sich in einem Zirkel von Vorstellungen und Anschauungen, deren Einfluß wir uns nur mit größter Anstrengung entziehen können. Etwas anderes ist es, wenn wir einen Mann bemüht sehen, diese Wahnvorstellungen, solchen Aberglauben zu eigenem Vortheile auszubeuten, welchen wissenschaftliche Forschungen und erworbene Kenntnisse hätten abhalten sollen, den Glauben an diese Mittel zu fördern.

Unter den Briefen Thurneyßers finden sich zahlreiche Zuschriften von Aerzten, die solche Talismans für ihre Klienten sich erbaten. Er selbst soll sie seinen Kranken nicht verschrieben, sondern nur bei den Nativitätsconsultationen verwendet haben.

Wenn er sah, daß unglückliche Aspecten dabei vorkamen, so schickte er gegen entsprechende Gebühr solche Talismans mit, und die guten Eltern zahlten gerne, um ihre Kinder vor den vorhergesagten Uebeln zu bewahren.

Bei der Menge der ihm zugekommenen Bestellungen fand Thurneyßer natürlich nicht mehr Zeit, diese Metallstücke zu den vorgeschriebenen Zeiten selbst zu gießen; er mußte seine Zuflucht zu den Goldschmieden Berlins nehmen, die hiedurch vollauf Beschäftigung fanden.

Zu den Attributen eines Wundermannes gehörte nach der damaligen Auffassung auch die Kunst, Gold oder sonstige Metalle aus geringeren Stoffen herzustellen, und die Lehre der Alchymisten, welche diese Kenntniß zu besitzen behaupteten, stand bei den stets geldverschwendenden und stets geldgierigen Großen in überaus hohem Ansehen. Es ist nun bezeichnend für Thurneyßers Handlungsweise, daß er zwar in seinen Schriften andeutete, er sei im Besitze des betreffenden Geheimnisses, daß er, allerdings in sehr unverständlicher Weise, dasselbe erklärte, daß er aber sich nicht dazu herbeilassen wollte, selbst Hand an das Werk zu legen. Er ließ die Söhne von Adelligen in seinem Laboratorium Versuche anstellen, ertheilte ihnen dunkle Orakelsprüche, wie das Ziel erreicht werden könnte; aber als der Graf von Stollberg ihn um das Recept ersuchte, aus Eisensteinen Kupfer zu bereiten, gab er ausweichende Antwort, und lehnte mit gebührendem Danke einen Ruf zum König Stephan von Polen ab, der ihn bat, ihm beim Goldmachen behilflich zu sein, denn das von ihm dargestellte Gold sei so subtil, daß es sofort sich verflüchtige, es ist bekanntlich eine specifische Eigenthümlichkeit des polnischen Goldes geblieben, sich zu verflüchtigen. Ich kann mir dieses ablehnende Verhalten Thurneyßers gegenüber solchen Begehren nur dadurch erklären, daß er, von der Unmöglichkeit das ersehnte Metall herzustellen, überzeugt, nicht Willens gewesen ist, das Schicksal aller derer zu erdulden, die nach Jahrelangen

vergeblichen Versuchen im besten Falle mit Schimpf und Schande aus ihren Stellen fortgejagt worden sind. Es wird zwar Thurneyßer vielfach nachgesagt, er habe seinen Einfluß am Hofe namentlich seinem Vorgeben verdankt, die Kunst des Goldmachens zu verstehen. In Berlin wurde dies bereits zu jener Zeit behauptet, und in den hiesigen Acten befindet sich eine Aussage eines seiner Diener, laut welcher fabelhafte Summen bei diesen Versuchen in Rauch aufgegangen seien; ich folge aber in dieser Beziehung lieber den Ergebnissen der Nachforschungen von Moehsen, der keine Anhaltspunkte gefunden hat zur Erhärtung dieser Anschuldigungen. Auch das Benehmen des Kurfürsten nach Thurneyßers Flucht aus Berlin scheint mir gegen die Anklage, als sei er durch Lezgeren betrogen worden, zu sprechen.

Neben allen diesen Beschäftigungen fand er immer noch Zeit, Bücher zu verfassen; allein sie verdienen wirklich keine eingehende Besprechung. In seinem Eigendünkel schrieb er nieder, bald in Prosa, bald in Knittelversen, was ihm gerade in den Sinn kam. Erlauben Sie mir nur ein Beispiel anzuführen. In einem seiner Hauptwerke, „Confirmatio concertationis“ betitelt, führt er eine philosophische Theorie des Mittelalters von der Dreieinigkeit Gottes weiter aus, daß sie sich in dem Menschen wiederpiegle, indem derselbe aus

einem essentialischen oder himmlischen,
einem geistlichen oder elementischen,
einem natürlichen oder leiblichen

Körper zusammengesetzt sei, welcher menschlichen Dreieinigkeit auch die drei Krankheitsformen, welchen der Mensch unterworfen sei, entsprechen.

Plötzlich aber diesen wirklich höhern Blödsinn abbrechend, behandelt er Berufskrankheiten, spricht über die Infectionen in Folge verdorbener unreiner Luft, warnt z. B. davor, die Bücherchnitte mit Arsenik zu bestreichen, indem schon viele Gelehrte durch die Benützung solcher Bücher sich das Leben

verfürzt haben, „weil beim fleißigen Studiren alle Meatus und Gang der Sinnlichkeit offen, und alsdann der vergifft ichwefliche Geschmack und Rauch in die allerfeinsten Poren eindringt.“

In dem auf der hiesigen Bibliothek aufbewahrten Exemplare dieses Buches interessirten mich am meisten die zahlreichen handschriftlichen Bemerkungen am Rande, in denen sich ein fleißiger Studiosus der Medicin gewissenhaft abmühte, die Quintessenz aus Thurneyßers langjädigen Constructionen herauszufinden.

Wir können es den Berlinern nicht verargen, wenn ihnen die Persönlichkeit Thurneyßers unheimlich vorkam. Seine Unternehmungen trugen den Stempel des Außerordentlichen, Ungewöhnlichen an sich, bei all seinem marktschreierischen Auftreten war doch ein wesentlicher Unterschied zwischen ihm und einem gewöhnlichen Charlatan sogleich bemerkbar. Das gemeine Volk flüsterte daher Allerlei über ihn. Seinen schnell anwachsenden Reichthum schrieb man Zauberkünsten zu; man mußte von einem Zauberteufel zu erzählen, welchen Thurneyßer in einem Glase verschlossen halte, von drei Mönchen, die täglich mit ihm speisten, und selbstverständlich durfte der berühmte schwarze Hund in dieser Gesellschaft nicht fehlen. — In seiner äußern Erscheinung entwickelte Thurneyßer einen fast fürstlichen Glanz; wenn er seine Wohnung verließ, war er in Sammt und Seide oder in die kostbarsten Pelze, Geschenke des Königs von Schweden, gekleidet; an seinem Halse hingen schwere goldene Gnadenketten fürstlicher Herren. Sein mit vier Pferden bespannter Wagen war von seinen Bedienten umgeben; gieng er zu Fuß, so begleiteten ihn stets zwei zierlich gekleidete Edelknaben, die gegen theueres Lehrgeld in seinem Laboratorium Kenntnisse erwerben sollten. Seine Wohnung war mit seltenen Büchern, mit kostbaren Gold- und Silbergeräthen angefüllt; den Garten des Grauen Klosters hatte er in einen botanischen Garten umgewandelt und in dem

Hofe zeigte man sich seltene lebende Thiere, u. A. ein Glenn, ein Geschenk eines Fürsten von Radziwill.

So viel Glück vermochte aber Thurneyßer nicht zu ertragen. Es bemächtigte sich seiner eine mit den Jahren zunehmende tolle, übermüthige Streitleust, die ihm zahlreiche und wohl auch einflußreiche Feinde schuf. Wie weit er in seinem Dünkel gegangen, mag eine Aeußerung in einer seiner letzten Schriften darthun. Die verschiedenen Naturen der Menschen besprechend, führt er aus: „Große und starke Personen sind kalter Natur, haben eine böse, unreine Complexion, schwitzen viel, riechen übel, solcher Art ist auch Herr Christoph Sarr, der kurfürstliche Oberhofmeister in Berlin.“ In seinen Streit- und Vertheidigungsschriften übertrifft er an Grobheit und Unflätigkeit Alles, was in jener sonst wahrlich nicht empfindsamen Zeit geschrieben worden ist. Von seinen Gegnern spricht er nie anders, als von „Menschen mit langohrigen Köpfen.“

Um die Mitte der siebenziger Jahre begannen theils Mediciner, theils Theologen, sich gegen Thurneyßers unlauteres Treiben zu erheben: der eine klagte über die hereinbrechende Barbarei und deckte schonungslos die Charlatanerie desselben auf, der andere wies die Nichtigkeit der Kalenderprophezeiungen nach, ein dritter endlich, sich mehr an das Volk wendend, klagte ihn öffentlich der Zauberei an.

Obgleich diese Anfeindungen einstweilen noch nicht im Stande waren, Thurneyßers Stellung am Hofe zu erschüttern, so mußten sie ihn doch an die Unbeständigkeit der Gunst der Großen erinnern und den Wunsch in ihm wachrufen, die angesammelten Schätze bei Zeiten in Sicherheit zu bringen. Er richtete seine Blicke merkwürdiger Weise nun wieder nach seiner alten Heimath, nach Basel. Seine Frau, die Quettlin aus Constanx, war 1575 gestorben; bald nachher hatte er seinen Sohn Julius zu seinem Freunde, Pfarrer Justus zu St. Martin dahier zur Erziehung gesandt. Gegen Ende der siebenziger Jahre verkaufte er seine Druckerei an einen seiner Gehilfen

und wandte sich an den Rath von Basel um die Bewilligung bittend, sich daselbst eine Liegenschaft kaufen und heimkehren zu dürfen. „Nachdem ich nun,“ schreibt er, „bis in die zwanzig jar unter den Frembden, nicht ohne sonderliches Reysen, Müh und Arbeit gewohnet, und aber mich jeziger Zeit, wie den Ciceronem, Ptolemeum, auch sunst andere vil alte und vorlangest gestorbene, die liebliche und honigsüße Gedachtnuß des Vatterlandes dahin bringet, daß ich meinen durch vil und mancherley Gefahren siechen Körper zur Ruhe setzen möcht.“

Nach erhaltener Erlaubniß erwirkte er sich einen längeren Urlaub aus und hielt am 28. November 1579 seinen Einzug in Basel, nachdem er vorher alle seine alten Schulden gedeckt hatte. Am 19. Dezember 1579 wurde er wieder mit seinen Kindern, einem Knaben und zwei Mädchen, in das hiesige Bürgerrecht aufgenommen, wobei ihm der Rath gestattete, noch zwei Jahre in kurfürstlichen Diensten zu verbleiben; erst nach Verfluß derselben sollte er zur Leistung des Bürger-eides zugelassen werden. Die Ermächtigung zum Erwerb einer Liegenschaft benützte er zum Ankauf der Hielinischen Liegenschaft am St. Leonhardsgraben.

Nachdem dieß geordnet, kehrte er nach Berlin zurück, von wo er seine beiden Töchter unter der Obhut seiner Haushälterin mit vielem Hausgeräthe nach Basel sandte, während sein Sohn Julius die Universität Wittenberg bezog. Bald nach ihrer Ankunft in Basel kam die Haushälterin mit einem Knaben nieder; als man von ihr verlangte, daß sie den Vater angebe, bezeichnete sie Thurneyßer als solchen. Auffallender Weise wurde das Kind als Sohn Thurneyßers¹⁾ zu St. Leonhard getauft, obchon

¹⁾ Dieser Georg Leonhard, der bei der Wittwe des Pfarrers Hier. Ritter in Pratteln erzogen worden, „als des Brandenburg. Leibmedici Sohn“, wurde 1597 ins hiesige Bürgerrecht aufgenommen. Die Acten im Staatsarchiv erwähnen noch eines weiteren, ihm von seiner Haushälterin geschenkten, unehelichen Kindes, Namens Catharina, welches einem

die Mutter selbst zugestehen mußte, daß sie nicht mit ihm verhehelicht sei.

Bereits im September 1580 trat er seine Rückreise nach Basel an und feierte auf Zureden von Freunden und Verwandten unterwegs seine Verlobung mit Maria Herbrodt von Ravensburg. Die Hochzeit fand am 6. November in Basel statt. Er war Willens gewesen, etliche Ochsen, Schafe und Schweine zur Bewirthung seiner zahlreichen fremden Gäste schlachten zu lassen; allein, da er den Bürgereid noch nicht geleistet, widerlegte sich die Mezgerzunft diesem Vorhaben und wußte es durchzusetzen, daß er sein Fleisch in der School kaufen mußte. Die Festlichkeit dauerte mehrere Tage, während welcher er die Verwandten seiner Frau in seinem Hause bewirthete. Im Ganzen schien er nicht vermocht zu haben, in Basel sich wieder einzuleben; der jäßhaft gebliebene Baslerburger betrachtete den mit allerlei Prätensionen auftretenden verlorenen Sohn mit Mißtrauen, rieb sich wohl auch gerne bei Anlässen an ihm und machte ihn zum Gegenstand jenes kleinlichen Witzes und Spottes, der in engbegrenzten Verhältnissen das tägliche Einerlei zu verkürzen berufen ist. Namentlich ärgerte es Thurneßer, daß er mit seinem Elennthier, obichon es das erste war, das nach Basel kam, kein Aufsehen erregen konnte und man sich beim abendlichen Schoppen erzählte, er habe es unterwegs fürs Geld zeigen lassen. — Er mußte wohl auch das Spottlied hören:

Der Schneider in Bern,
Der Pfnyffer von Luzern,
Der Thurneßer von Basel,
Das ist ein loser Basel.

Jacob Amfinger in Liestal zur Verpflegung übergeben wurde, der in der Folge mehrfach an den Rath gelangte mit dem Gesuche, ihm zu seinem Kostgelde zu verhelfen.

Im Januar 1581 wurde er an den Hof nach Berlin wegen der bevorstehenden Niederkunft der Prinzessin zurückberufen. Ungern ließ der alternde mißtrauische Mann seine junge Frau in Basel zurück; er übergab ihr einen ganzen Geseßesband von Vorschriften, wie sie während seiner Abwesenheit sich zu benehmen habe. Wir wollen daraus nur anführen, was er bezüglich der Erziehung der Kinder verfügt: „Lasse mir die Kinder nicht länger denn bis um sechs Uhr schlafen. Zeuch sie säuberlich, sich mit frischem Wasser zu waschen, halte mir die Mahlzeiten zur rechten Zeit: Morgens giebt man den Kindern und dem Gesinde eine gute kräftige Suppe, um 10 Uhr die Mittagsmahlzeit, um drei das Abendbrot und um fünf Uhr das Nachtmol. Den Kindern gieb jedem sein Geschirrlein von Wein, aber nicht mehr: sie werden volle Flaschen, wenn man sie zum Ausjaufen gewehat; dazwischen thue ein Wassertrünklein, weil es hier gesund gut Wasser giebt.“ In seine Bücherkammer solle sie alle 14 Tage gehen und sorgen, daß die Mäuse keinen Schaden anrichten, sonst aber solle sie nichts darin aufräumen wollen.

Eine Krankheit, welche ihn in Berlin überfiel, veranlaßte ihn, dringend beim Kurfürsten um den Abschied einzukommen; allein es wurde ihm bloß eine Vergütung von 300 Thlr. bewilligt, um seine Frau und Kinder holen zu lassen. Sie trafen im Februar 1582 dort ein; aber bald nach ihrer Ankunft fiel der Frau sein krankhaft mißtrauisches, verschlossenes Wesen auf; er überschüttete sie mit den schändlichsten Vorwürfen, führte zum Beweis ihrer Untreue die Thatfache an, daß der ihr f. B. geschenkte Smaragdring in drei Stücke zerisprungen, und zwang sie mit Drohungen, Briefe an ihre Eltern zu schreiben mit den Geständnissen von allerlei Schandthaten. Das Verhältniß wurde so unerträglich, daß sie im März 1582 Berlin verließ und zu ihren Eltern zurückkehrte. Diese, nicht Willens solchen Schimpf ruhig hinzunehmen, eilten mit ihr nach Basel, setzten sich in den Besiß des hier befindlichen

Eigenthums von Thurnehßer und stellten in einer Klage bei Gericht das Begehren, daß er gezwungen werde, mit seiner Frau in Basel zu wohnen. Thurnehßer ließ durch seinen Vertreter in überaus cynischer Weise vorbringen, er sei mit der Herbrodt angeführt worden, er wolle nichts mehr von ihr wissen; übrigens halte er sich in Berlin auf, man solle dort ihn suchen. Da kein Theil eigentlich auf Scheidung flagte, fand sich das Gericht zu dieser Maßregel nicht veranlaßt und begnügte sich damit, die Aufnahme eines gerichtlichen Inventares¹⁾ und die Einsetzung der Frau in den Besitz des Vermögens zu verfügen, mit dem Rechte, bei Bedarf Geld aufzunehmen. Es spielte sich in der Folge ein ewig langer Rechtshandel ab, dessen Phasen wir unmöglich verfolgen können, wobei die Frau auf unbedingte Zusprechung des Vermögens drang, sogar die Vermittelung der Tagsetzung in Anspruch nahm, während Thurnehßer die Rechtswidrigkeit eines derartigen Procedere und die Benachtheiligung seiner Kinder durch diesen Spruch, und dieß wohl nicht mit Unrecht, in langen Zuschriften an den Rath darzuthun bestrebt war; dazwischen mischte sich der Bruder Alexander in den Handel, jederzeit flugs bei der Hand, wenn im Trüben zu fischen war.

Der Schwiegervater blieb auch nicht zurück in dem Bestreben, einen guten Brocken zu erhaschen. Er stellte für seine Auslagen eine lange Kostenrechnung auf, die ihm aus dem Vermögen Thurnehßers sollte vergütet werden. Aus derselben möchte ich nur einige Angaben, welche über die Reisekosten in jener Zeit Auskunft geben, herausgreifen: Mittagsmahl zu Mörsburg für zwei Personen und Pferde 24 fr.; Nachtlager in Constanx und Mittagsmahl 1 fl. 8 fr.; zu Stein „Untertrunt“ 14 fr.; Schaffhausen Nachtlager 1 fl. 20 fr.; zu Thiengen

¹⁾ Leider sind die Inventarien der Gerichtschreiberei aus dieser Zeit durch Moder und Fäulniß zu Grunde gegangen, und aus den sonstigen Acten können wir über dieses Vermögen nichts genaueres erfahren.

Mittag 40 fr.; Lauffenburg übernachteten 1 fl. 12 fr.; Rheinfelden Mittagsmahl 48 fr. Der Aufenthalt im „rothen Ochsen“ in Basel während dreizehn Tagen kostete für sechs Personen und fünf Pferde: 50 fl., und 56 fr. Trinkgeld für Küche und Stall. Der Rathsbote, welcher die Vorladung vor Ehegericht nach Berlin überbracht hatte, berechnete für Lohn und Auslagen fl. 32. —.

Vergeblich war es, daß Thurneyßer die Herausgabe einiger Gegenstände aus seiner Bibliothek und die Verabfolgung der hier befindlichen Kleider verlangen ließ: „ein damascen Nachtpelz, zwei Mäntel, täglich zu tragen, vier türkische Säbel, ein Rapier mit Silber beschlagen, das groß kaiserlich Trinkgeschirr, zwei silberne Rößlein, zwei „schwizende“ Kelchgläser mit Deckeln, Leibwäsche, Bücher, Briefe, das neu Uhrwerk, ein silber Sphehr in der Bibliothek, die Conterfect der Fürsten, ein Einhorn Spiz mit Silberfuß.“

Man wollte durch Verweigerung der Herausgabe jeglichen Vermögensstückes ihn zwingen, sich dem hiesigen Richterprüche zu unterziehen. Es war ziemlich erklärlich, daß durch die Kosten dieses Rechtsstreites Thurneyßers Vermögen rasch zusammenschmolz; er selbst klagte in der Folge hauptsächlich auch darüber, daß ein Theil seiner Correspondenz, namentlich die Briefe der Königin von England an ihn, in Basel verloren gegangen seien.

Thurneyßer hatte gleich Anfangs des Processes die Fürsprache des Kurfürsten in Anspruch genommen, und dieser auch mehrmals an den Rath sich gewendet, mit dem Begehren um Abänderung jenes Spruches; jedoch stets vergeblich, da der Rath in energischer Weise das Verfahren des Gerichtes vertheidigte. Um sich an Basel zu rächen, verfaßte Thurneyßer 1583 ein umfangreiches Buch: „Nothgedrungenes Ausschreiben, allen Ständen der Christenheit gewidmet,“ betitelt, in welchem er über seine Vaterstadt im Allgemeinen und über seine Frau insbesondere alles denkbare, mögliche und unmögliche Schlechte

behauptet, namentlich letztere in wahrhaft unflätiger Weise angreift, um seinem ingrimmigen Grolle Luft zu machen.

Mit diesem Buche sank aber auch sein Stern, um, wie es bei Existenzen dieser Art gemeiniglich der Fall ist, rasch vollständig zu erbleichen. Er benützte 1584 eine Reise des kurfürstlichen Paars nach Dresden, um Berlin heimlich zu verlassen, eilte, wie ein entlassener Diener später hier vor dem Rathschreiber aussagte, unter falschem Namen nach Westphalen und nach Cöln. Er selbst behauptete dem Rathe in einem seiner Schreiben, er habe nichts mit sich genommen, als ein Kleid, zwei Hemden, den schlechtesten Nachtpelz und zweitausend Stück Gold. Laut den Aussagen dieses Dieners reiste Thurneyßer von Cöln nach Spanien; demselben dürfte aber die an den Rath von Basel erstattete Meldung, daß er 1584 in Altorf gesehen worden, widersprechen. Vielmehr ist anzunehmen, daß er direct nach Rom geeilt sei; denn im gleichen Jahre berichtet ein Abtberg dem Rathe: „er, Thurneyßer, besitze ein Lusthaus sechs welscher Mylen von Rom, davon er jörlich uff 400 Brenten Win und mer züchen möge, halte auch soll thufend Öll, Zeder und anderer fruchtbarer Baumen. Diemyl aber diß Ort, nennt sich Frescara, an enden gelegen, da die Banditen mechtig ir Wohnung und strich haben, zwyslle (diemyl jekiger Zytt derselben gar soll) daß er ring deß nechsten Tags werde durch syge hingerichtet werden.“

Dieser fromme Wunsch gieng nun, wohl zum größten Leidwesen des Rathes, nicht in Erfüllung. Noch während mehreren Jahren hielten ihn Thurneyßers Schreiben und namentlich dessen Drohbrieife in Athem. „Tell hat nicht halb so viel Unbill von Gefler erlitten, als ich von Euch,“ schrieb er einmal an den Rath. Man erfuhr, daß er geschworen, Basel an allen vier Enden anzünden zu lassen; durch seinen Bevollmächtigten ließ er dem Rathe anzeigen, es seien dreihundert schwarze Reiter von ihm ausgesendet gewesen, um die

Basler zu schädigen und nur auf Zusprache einer christlich gesinnten Seele habe er dieselben wieder entlassen. Um den Baslern recht deutlich zu zeigen, wie er ihre Urtheile verachte, forderte er in tostem Uebermuth seine erste Frau, von welcher er 1562 gerichtlich geschieden worden, brieflich auf, zu ihm zurückzukehren und ihrem „schändlich ehebrecherischen“ Leben mit dem Langmesser ein Ende zu machen.

Es ist sehr bezeichnend für die Zustände jener Zeit, daß der Rath diese und ähnliche Drohungen gar nicht leicht aufnahm; die Thatfache, daß sich Thurneyßer der päpstlichen Gunst rühmen durfte, verliehen ihnen in einer Zeit, wo die Wogen der Gegenreformation am Höchsten giengen, in den Augen des Rathes eine Bedeutung, welche zu unterschätzen er für unklug hielt. Lange Zeit trug man sich mit dem Gedanken ein Gegenmanifest drucken zu lassen, um Thurneyßers Auslagen zu widerlegen. Prof. Basilius Amerbach, welchen der Rath in dieser Angelegenheit beständig befragte, rieth von solchem Vorhaben ab, man werde hiedurch den Zweck nicht erreichen; denn diejenigen, welche den Angaben Thurneyßers Glauben schenken, würden durch eine solche Schrift doch nicht umgestimmt werden, beifügend, „der Schmachworten halb, so Thurnijeren zur Verfügung dieses Buchs nit zum mindesten angereizet haben, besorg ich wol er möcht nit aller Ding uff einem hollen hafen reden.“

Es ist nicht möglich, an diesem Ort den ganzen Verlauf des Streithandels zu verfolgen; die Acten verdienen aber, da sie zur Charakteristik jener Zeit manches Interessante darbieten, eine einläßliche Behandlung. Nur so viel möge hier Platz finden.

Wie es scheint, hatte die Herbrodt von der Erlaubniß bei Bedarf Geld aufzunehmen, sehr reichlichen Gebrauch gemacht; wenigstens gelangten gegen Anfang der neunziger Jahre mehrere Gläubiger an den Rath, unter Anderen Lorenz Richart, „als

Vogt Thomuß Platters sel. Kindern und der Wöhlischschen Erben“ und Bartlimeß Merian, „als Vocht des Josebe Schellenbeck selig hinterlassenen Tochter,“ mit dem Begehren, es möge ihnen, welche auf des Thurneyßers Güter Geld geliehen und bis jezt keinen Zins erhalten hätten, die Pfandvollstreckung bewilligt werden. Thurneyßer, welchem dies angezeigt ward, mit dem Beifügen, der Rath habe die Bornahme der Gant bewilligt, schickte das Schreiben von Schaffhausen, wo er sich damals aufhielt, mit der Bemerkung zurück: „habs empfangen aber nit gelesen,“ dennoch in sehr energischer Weise gegen diese neue „Bergewaltigung“ protestierend. Daneben meldeten sich andere Gläubiger desselben, so ein Christ. Sebastian von Ulm, der angiebt, er habe dem Thurneyßer im Rappen in Baden, „wohin dießer, aus seiner langwierigen Gefangenschaft erlediget, gekommen, damit er seine erfrorne Glieder wiederum erwärmen möge,“ 67 künigische Thaler geliehen, bittend, daß aus dessen Mitteln er befriedigt werde. Laut unserem Fertigungsbuche ist die Wohnung Thurneyßers: „Edhaus und Hofstatt, Sommerhuß, Scheuren und Garten“ an gerichtlicher Gant dem Johann Heizmann, Apotheker, als dem Meistbietenden, um fl. 3350. — zugefertigt worden.

Der Versuch, durch eine Conferenz in Augst 1594 über alle obschwebenden Streitigkeiten einen Vergleich zu Stande zu bringen, welchen Bürgermeister Meyer von Schaffhausen anstrebte, scheiterte an der Weigerung Thurneyßers, seine Schriften gegen Basel zu widerrufen; er wolle gerne Reue bezeugen, äußerte er sich, aber alles Gesagte wieder den „Hals hinabzuschlucken,“ würde seiner Ehre Abbruch thun.

Am 13. Mai 1595 zeigte der Sohn Julius an, daß sein Vater ihm und seiner Schwester Elisabeth — die andere war bereits gestorben — alle seine Güter abgetreten habe und bittet, „was harunder in gemein und sunders ungeds in wrender Zeitt wäre für geloffen, umb gnedige Verzeihung uns dessen arme und unschuldige Weisen nit entgelten zu lassen.“

Auch der Schwiegersohn, Hermann Schulze, schließt sich diesem Gesuche an, bethuernd, man solle der Tochter und ihm des Vaters Fehler nicht entgelten lassen, „weillen vor mein Person mein Lebtag nicht ein einziges Wort mit Ihme geredt hab.“

Bei der in Folge der Theilung angesetzten Versteigerung des Silbergeschirres, wobei die Geschwister noch über die Theilung der Leibsangehörden unter sich Streit bekamen, ob schon die Kleider durch die „Schaben zerfressen waren,“ scheint namentlich der damalige Bischof von Basel vieles erworben zu haben.

Ueber Thurneyßers letzte Lebensjahre haben wir nur sehr dürftige Nachrichten. Von seinem Aufenthalt in Rom wird berichtet, daß er einst in Gegenwart von Ferdinand I. von Toscana einen eisernen Nagel in Gold verwandelt habe. Da die Kunst des Zusammenlöthens von Gold und Eisen damals noch unbekannt gewesen, so fand seine Angabe leichten Glauben, der plötzlich überzogene Nagel sei in reines Gold verwandelt worden. Aber sein Aufenthalt in Rom scheint nicht lange gedauert zu haben; bereits 1591 finden wir ihn wieder in Constanz bei den Verwandten seiner zweiten Frau, wie ein zu Norschach 1591 gedruckter Kalender berichtet, dann in Schaffhausen und Umgebung, von wo er 1594 zu der Besprechung nach Augst persönlich sich einfand. Ueber seine oben erwähnte Gefangenschaft vermochte ich aus den Rathsacten nichts zu erfahren. Er starb im Juli 1596 in Cöln, wie aus einer Anzeige seines Schwiegersohnes an den Rath hervorgeht; nach Moehsens Angaben erfolgte sein Tod in einem Kloster und soll er den Wunsch hinterlassen haben, neben Albertus Magnus begraben zu werden.

Auch über das fernere Schicksal seines Sohnes Julius erhalten wir keine Kunde. Von seinen beiden Töchtern, welche Thurneyßer bei seiner heimlichen Entfernung aus Berlin daselbst zurückgelassen hatte und die in der Folge von der Kurfürstin im fürstlichen Hoffräulein-Stift in Halle waren

erzogen worden, verehelichte sich die eine mit dem obenerwähnten Hofgoldschmied, Hermann Schulze (oder Schultheße, wie er sich zuweilen schrieb), in Halle; die andere ist 1591 daselbst ledig gestorben.

Die verstoßene Gattin, Marina geb. Herbrodt heirathete später wieder und wurde die Mutter eines Rathsherrn Matthias Ehinger; in dem Verzeichnisse der an der Pest in den Jahren 1609—1611 verstorbenen Personen von Felix Platter wird sie als ein Opfer dieser Seuche erwähnt.

Von den reichen Sammlungen Thurneyßers ist einzig seine Brieffsammlung in Berlin erhalten geblieben. Die in unserer mittelalterlichen Sammlung aufbewahrten Wachsbildnisse von Kurfürst Johann Georg von Brandenburg und Gattin, welche ohne allen Zweifel aus der Thurneyßerschen Hinterlassenschaft stammen, lassen darauf schließen, daß noch einige andere Gegenstände des ehemaligen Fäsch'schen Kabinetts aus derselben erworben worden sind.

